

STEPHAN M. ROTHER
Die letzte Offenbarung

Buch

Die Bibliotheca Apostolica im Vatikan brennt lichterloh – tausende Bücher und Schriften gehen in Flammen auf!

Nachdem der Brand gelöscht ist, erhält der junge Restaurator Amadeo Fanelli den Auftrag, einen wertvollen mittelalterlichen Folianten zu retten, der zwar nicht dem Feuer zum Opfer fiel, jedoch vom Löschwasser stark beschädigt wurde. Im Einband des Buches entdeckt Amadeo Reste eines uralten Schriftstücks, von dem die Welt bisher noch nie gehört hat: die persönlichen und äußerst intimen Aufzeichnungen des Apostels Johannes, des engsten Vertrauten Jesu. Amadeo wird schnell klar, das ihm ein sensationeller Fund gelungen ist.

Von Neugier und wissenschaftlichem Ehrgeiz getrieben, begibt er sich auf die Jagd nach weiteren verborgenen Fragmenten des Textes, die über die Bibliotheken und Archive ganz Europas verstreut zu sein scheinen. Mithilfe seines alten Mentors Professor Helmbrecht und der atemberaubenden Wissenschaftlerin Rebecca Steinmann, die jedoch ganz eigene Pläne zu verfolgen scheint, setzt Amadeo Stück für Stück die erstaunliche Schrift des Johannes zusammen. Dabei wird immer deutlicher, dass dieses unvergleichliche Dokument genug Sprengkraft birgt, um die katholische Kirche in ihren Grundfesten zu erschüttern.

Autor

Stephan M. Rother wurde 1968 im niedersächsischen Wittingen geboren und ist studierter Historiker mit dem akademischen Grad eines Magister Artium. Seit 1994 hat er als Magister Rother – Deutschlands einziger Standup Historian – mehr als 2000 Auftritte auf Deutschlands Bühnen, in Funk und Fernsehen absolviert.

Stephan M. Rother

*Die letzte
Offenbarung*

Thriller

blanvalet



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe November 2009

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © 2009 Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagillustration: © HildenDesign, München

Redaktion: Angela Troni

UH · Herstellung: RF

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37115-0

www.blanvalet.de

»*Deus caritas est.*«

Pp. Benedictus XVI.

Prolog

Rom brannte. Allerdings waren von hier, von den Terrassen der päpstlichen Sommerresidenz, keine Flammen zu erkennen. Der Palast von Castel Gandolfo erhob sich am Rand der Colli Albani, fünfzehn, zwanzig Kilometer von der Ewigen Stadt entfernt.

Doch der Nachthimmel im Norden sah aus wie blasses Blut, einem fluoreszierenden Nordlicht gleich oder dem Furcht einflößenden Schweif eines Kometen. Beides Naturerscheinungen, welche die Menschen früherer Zeiten als Botschaften Gottes gedeutet hatten: Vorboten schrecklicher Ereignisse.

Dies aber waren keine Vorboten.

Dies war das Verhängnis selbst.

Das Unheimlichste an der nächtlichen Szenerie war die vollkommene Lautlosigkeit, mit der das ferne Geschehen vor sich ging. Kein Motorenlärm der Einsatzfahrzeuge, kein Sirenengeheul war hier in den Albaner Bergen zu hören. Alles war weit weg.

Aus den Tiefen der päpstlichen Gärten erklang das Konzert der Grillen. Klang es verstört in dieser Nacht? Verstörend? Das halblaute Gemurmel der Betenden mischte sich darunter.

Auch ich sollte beten, dachte Pedro De la Rosa. *Mehr als jeder andere*. Er fröstelte. Er versuchte, es zu verbergen, doch es gelang ihm nicht. Ohne Aufforderung legte ihm jemand

etwas über die Schultern, einen Mantel oder eine Decke, er achtete nicht darauf.

Hin und wieder erschienen schemenhafte Gestalten aus der Dunkelheit. Mit gedämpfter Stimme brachten sie Neuigkeiten. De la Rosa hörte die Worte, nickte und konnte sie doch nicht begreifen.

Rom brannte.

Ich sollte dort sein, dachte er. *Wojtyla wäre längst dort gewesen. Der Deutsche, Benedetto, auch. Vermutlich.*

Was hätte ER wohl getan? Das Frösteln kam wieder, und diesmal war es heftiger. *Was hat er wohl getan?*, verbesserte er sich. *Er war dabei, als Nero die Stadt in Brand steckte und es dann den Christen in die Schuhe schob.* Simon Petrus war dabei gewesen. Wie so viele seiner Glaubensbrüder und -schwestern war er dafür am Kreuz gestorben.

Er hätte mit angepackt, dachte De la Rosa. *Er hätte versucht, den Menschen zu helfen. Er war mit Sicherheit ein kräftiger Mann, schließlich war er mal Fischer gewesen. Kein großer Gelehrter oder Politiker. Petrus hätte sich nicht abseits gehalten.*

»Ich muss zu ihnen«, murmelte er.

»Sua Santita?«, fragte eine leise Stimme. »Euer Heiligkeit?«

Pedro De la Rosa, Papst Pius XIV., horchte auf. Diese Stimme war anders als die anderen. Die Worte waren nicht etwa laut gesprochen, doch sie besaßen einen anderen Klang als das Geflüster, mit dem man ihm Nachricht von den Vorgängen in der Stadt gab.

Der Papst wandte sich um, und Bruder Duarte deutete eine knappe Verneigung an. Der dunkelhäutige junge Mann war schon in Venezuela De la Rosas Vertrauter gewesen.

»Ich muss zu ihnen«, wiederholte der Papst. »Weide meine

Herde, hat der Herr zu Petrus gesprochen, und dort unten ... dort unten verbrennt die Herde.«

Duarte nickte, und seine Lippen verzogen sich zum Anflug eines Lächelns. Es lag Verständnis darin, nicht Herablassung. Duarte, stellte De la Rosa wieder einmal fest, war ein gut aussehender Mann.

»Wenn Sie jetzt nach Rom fahren, Euer Heiligkeit, wird der Präfekt der *carabinieri* ein Großaufgebot von seinen Mannschaften abziehen. Wollen Sie das?«

»Ich könnte nach meinen Kräften ...«

»Sie würden nach Ihren Kräften«, nickte der junge Mann. »Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Sie Seite an Seite mit den Arbeitern auf den Plantagen gestanden haben. Abends, wenn die anderen erschöpft am Boden saßen, haben Sie ihnen noch das Wort des Herrn verkündet. Nur waren Sie damals fünfzehn Jahre jünger – und Sie waren nicht der Papst, das Lieblingsziel aller Verrückten und Fanatiker dieser Welt.« Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht. Es war, als wäre eine Wolke vor den weißen Mond gezogen. »Was Sie dort unten geben könnten, Euer Heiligkeit, stände in keinem Verhältnis zum Aufwand und den Gefahren. Hier dagegen können Sie etwas tun. Der Bürgermeister wird natürlich auch reden – aber der Bürgermeister ist nicht Sie.«

De la Rosa sah ihn an. Er wusste, dass Duarte recht hatte.

»Das Studio ist vorbereitet«, sagte der junge Mann. »Sind Sie bereit?«

Der Papst neigte den Kopf. Er war es nicht. Er war nicht bereit, doch er wusste, dass dies das Beste und Einzige war, was er im Augenblick tun konnte, also würde er jetzt zu den Menschen sprechen.

Ein letzter Blick auf den blassroten Schimmer über dem

Horizont, dann folgte er Duarte in das Innere der Villa. Sobald er eintrat, nahmen zwei Schweizergardisten Haltung an. Er kannte ihre Gesichter, nicht aber die Namen. De la Rosa nickte ihnen zu, dann hatte er auch schon die Tür zu seinem Arbeitszimmer erreicht, die Duarte ihm aufhielt.

Er kniff die Augen zusammen. Einige Männer waren eben noch dabei, die Scheinwerfer auszurichten.

»Rai uno bringt uns auf Sendung, sobald Sie das Zeichen geben, Sua Santita«, sagte einer von ihnen.

Eine dunkelhaarige Frau eilte auf den Papst zu, auf den Armen ein Tablett mit mehreren kleinen Gefäßen und Wattebäuschchen.

De la Rosa sah sie an. »Sie wollen mich doch jetzt nicht zurechtmachen?«

Die Frau warf einen kurzen Blick auf Duarte, woraufhin der junge Mann fast unmerklich den Kopf schüttelte.

Der Papst ging um den schweren Schreibtisch herum. Irgendjemand musste ihn aufgeräumt haben. De la Rosa ärgerte sich darüber, aber dafür war jetzt keine Zeit. Er ließ sich auf den Stuhl gleiten. Für einen Augenblick stützte er die Ellenbogen auf den Tisch und verbarg das Gesicht in den Händen. Er musste sich sammeln, beten ... wo immer der Unterschied lag. Nein, es war nicht möglich. Er konnte es nicht.

Als er wieder aufblickte, waren die Scheinwerfer so hell, dass ihm Tränen in die Augen traten. Sofort korrigierte einer der Techniker die Ausleuchtung, und es wurde besser.

De la Rosa zog einen Bogen Papier zu sich heran, griff nach einem Stift und machte sich rasch Notizen. Er würde während des Sprechens nicht auf das Blatt schauen. Trotzdem. Es half, jetzt etwas aufzuschreiben.

»Der Stand der Dinge?«, fragte er leise. Er wusste, dass Duarte zwei Schritte hinter ihm war.

»Die Notaggregate funktionieren«, erwiderte der junge Mann. »Weder der Petersdom noch der Apostolische Palast ist in Gefahr.«

Er weiß, wie ich mich fühle, dachte De la Rosa. *Er sagt es mit keinem Wort, doch ich höre es aus seinem Ton*. Es fühlte sich an, als hätte ihm der jüngere Mann für einen Augenblick die Hand auf die Schulter gelegt, um ihm Kraft zu geben. Allerdings ahnte er, dass gleich noch etwas kommen würde.

»Von der Viale Vaticano her hat das Feuer auf die Museen übergegriffen, auf die Bibliothek. Damit haben sie nicht gerechnet. Sie setzen die meisten Kräfte in Trastevere ein. Die Leute dort haben in ihren Häusern Benzin gebunkert wie ...« Er bemerkte den Blick des Papstes und seufzte.

»Was ist ...« De la Rosas Stimme klang unsicher. »Was ist mit den Brandschutztüren, die Wojtyla hat einbauen lassen? Was ist mit der ... der untersten Ebene?«

»Wir wissen wenig, Euer Heiligkeit. Es scheint ein Problem mit der Automatik gegeben zu haben. Aber das... das sind die neuesten Nachrichten. Inzwischen sind die automatischen Sprinkler überall angesprungen. Mehr können wir nicht sagen.«

Die Museen, dachte De la Rosa. *Die Bibliothek*. Er spürte einen schmerzhaften Stich in der Brust. *Die Bücher, die kostbaren Bücher*. Doch daran durfte, daran konnte er jetzt nicht denken. Nicht heute Nacht. Nein. Was bedeuteten schon Bücher?

»Was ist mit den Menschen?«, fragte er laut.

»Der Vatikan ist geräumt, Euer Heiligkeit. Ansonsten gibt es wohl ein ziemliches Chaos. Trastevere ist betroffen und

Teile von Prati. Wir müssen mit Verletzten und Toten rechnen, aber Zahlen hat zu dieser Stunde niemand.«

Die Menschen. Er glaubte nicht, dass er jetzt fähig war zu sprechen.

»Ich bin bereit«, sagte er.

Der Techniker nickte, und im nächsten Augenblick begann das rote Licht zu leuchten. Sie waren auf Sendung.

Die Menschen, dachte er. *Dann die Bücher.*

»*Carissimi fratelli e sorelle*«, begann Pius XIV. »Geliebte Brüder und Schwestern...«

Rom 1. September

I

Eine Frau wurde dem heiligen Antonius zum Verhängnis. Im Grunde war das ganz passend, hatte sich der große Asket doch sein Leben lang darum bemüht, den Versuchungen des Fleisches zu widerstehen.

Amadeo Fanelli hatte weder die Disziplin des Heiligen noch einen solchen Ehrgeiz. Im Übrigen hatte er auch keinerlei Chancen bei Chiara di Tomasi. Doch damit stand er nicht allein. Er sah, wie sich an den Arbeitstischen der *officina* ein knappes Dutzend Augenpaare neugierig dem Eingang zuwandten. Denn dort kam sie: Mit gut trainiertem Hüftschwung und einem überlegenen Lächeln ging – nein, tanzte! – die Tochter des *capo* an Amadeos Schreibtisch vorbei und verschwand ohne anzuklopfen im Büro ihres Vaters.

Das geschah jeden Tag um diese Zeit, kurz vor dem Mittag, und die Männer in der *officina* hatten durchaus ihr Vergnügen an diesem Auftritt.

Mit einem grinsenden Kopfschütteln beobachtete Amadeo seine Kollegen und sah, wie sich die Tür hinter Chiara schloss, ehe er sich wieder den Pergamenten zuwandte.

»Ciao, Amadeo!« Taddeo Niccolosi kam schnaufend aus Richtung der Toiletten und steckte sich eben noch das Hemd in die Hose. »Sag nicht, ich hab sie schon wieder verpasst!«

»Ich fürchte schon. Du wirst dich gedulden müssen, bis sie rauskommt.«

Tröstend lächelte Amadeo dem Glatzkopf zu. Niccolosi zählte zu dem knappen Dutzend Restauratoren, welche die *officina* di Tomasi fest beschäftigte. Amadeo schätzte ihn. In den bald zwei Jahren, die er der Restauratorenwerkstatt inzwischen zuarbeitete, hatte er erkannt, dass in diesem kahlen Schädel ein echtes Forscherhirn wohnte. Mit seiner Neugier und Begeisterung machte Niccolosi so manches wett, was Amadeo ihm durch sein Studium voraus hatte. Doch dann gab es wieder Augenblicke ...

»*Maledetto!*«

Übertrieben heftig hieb Niccolosi mit der Faust auf den Arbeitstisch. So heftig, dass Amadeos Tasse ins Kippen kam. Der Restaurator keuchte. Er sah es kommen, fasste zu –

Zu spät.

Das Antonius-Manuskript aus der frühen Stauferzeit, an dessen schadhaftem Rücken Amadeo seit dem Morgen arbeitete, schwamm in lauwarmem *caffè*.

Entsetzt starrten sie auf die Bescherung.

»*Maledetto!*«, wiederholte Niccolosi mit schwacher Stimme.

Amadeo löste sich als Erster aus seiner Erstarrung. Wie immer hatte er bei der Arbeit seine Anzugjacke abgelegt. Sie war nicht billig gewesen, dennoch warf er sie ohne zu zögern auf den Arbeitstisch und begann zu tupfen. Der Antonius war ein Vermögen wert – wenn Niccolosi für den Schaden aufkommen sollte, war die Jacke das geringste Opfer.

»*Maledetto!*«, fluchte er jetzt selbst. »Sieh dir das an!« Er zog die Jacke beiseite.

Das Manuskript bot ein Bild des Elends. Taufrisch hatte das Pergament auch vorher nicht ausgesehen, doch kein

Sammler der Welt war so blind, dass er solche Spuren über-
sah. »*Porca miseria!*«

Eine Tür öffnete sich in seinem Rücken.

»Was zur ...«

Giorgio di Tomasi verstummte. Amadeo holte tief Luft und drehte sich zum *capo* um. Das Gesicht des Inhabers der *officina* di Tomasi schien das Rot der italienischen Nationalflagge aufzugreifen, die durch die offene Tür in seinem Büro zu sehen war. Das schlohweiße Haar stand ihm zu Berge, dass es Einstein alle Ehre gemacht hätte. Der Grünnton, der zur italienischen Trikolore noch fehlte, fand sich in Niccolosis Gesicht. Vergeblich versuchte sich der Glatzkopf hinter Amadeo zu verkriechen.

»Sie!« Giorgio di Tomasis Blicke durchbohrten Niccolosi. Der Finger des *capo* streckte sich aus wie in einer satanischen Geste. »Sie!«

Amadeo schob sich vor den Glatzkopf und hüstelte. »Ähm, ich fürchte, das ... das war ich.«

»Sie?« Di Tomasi zwinkerte und starrte ihn ungläubig an.

»Ich« Amadeo hüstelte erneut, heftiger diesmal, und hielt sich die Hand vor den Mund. »Der viele Staub. Ich muss irgendwie ...«

»Aha.« Der *capo* verriet mit keiner Miene, ob er ihm die Geschichte abkaufte. Sein böser Blick lag noch immer auf Niccolosi. Doch Amadeo spürte, dass sein Plan aufging.

Der Unglücksrabe hatte Frau und Kind – und di Tomasi war ein impulsiver Mensch, der schon häufiger Mitarbeiter an die Luft gesetzt hatte. Amadeo konnte das nicht passieren, schließlich war er kein Angestellter des *capo*. Zudem wusste di Tomasi nur zu gut, was er an ihm hatte.

»Na schön«, murmelte der Inhaber der *officina*. »Schwamm

drüber.« Er kratzte sich hinter dem Ohrläppchen. »Ist wohl der erste Schritt. Wenn einer das wieder hinbekommt, dann wohl Sie, Signor Fanelli.«

»Mein Kollege Niccolosi wird das unter meiner Anleitung tun«, sagte Amadeo und nickte dem Unglücklichen zu. Es war das Mindeste, was von Niccolosi zu erwarten war angesichts des Ärgers.

»Natürlich«, stotterte der. »Das werde ich.«

»Schön«, sagte di Tomasi noch einmal. »Dann räumen Sie diese Schweinerei erst mal auf. Signor Fanelli, ich bin jetzt mit meiner Tochter zu Tisch. Danach bitte in meinem Büro!«

Er rauschte davon, mit einem Blick auf Niccolosi. Einem Blick, wie ihn Cicero seinerzeit Catilina zugeworfen haben musste.

Chiara, mit einem feinen Lächeln, stolzierte hinterher.

Die Männer in der *officina* blieben zurück und betrachteten das Bild der Verwüstung.

»Puh«, murmelte Niccolosi. »Das war knapp.«

»Ist ja noch mal gutgegangen«, lächelte Amadeo.

»Ich sag's doch«, strahlte der Glatzkopf. »Als Team sind wir eben unschlagbar.«

II

»Sie waren in der Anna Amalia«, stellte Signor di Tomasi fest.

Er hatte Amadeo keinen Stuhl angeboten, doch der Restaurator nahm es hin: Sollte der *capo* seine kleine Rache haben. Wenn er allerdings glaubte, ein Amadeo Fanelli aus den Marken würde die Hände auf dem Rücken verschränken

und schuldbewusst zu Boden blicken, dann hatte er sich getäuscht. Diesen Gefallen würde er Giorgio di Tomasi nicht tun.

Doch egal. Niccolosi wurde nicht gefeuert, das war die Hauptsache. Auf der anderen Seite war der *capo* verdächtig schnell wieder ruhig geworden. Wenn Mitarbeiter gekündigt worden waren, dann waren oft Kleinigkeiten der Anlass gewesen, nicht ansatzweise vergleichbar mit der Flutung des heiligen Antonius. Und was zum Teufel hatte der Mann jetzt mit der Anna Amalia Bibliothek?

Giorgio di Tomasi hatte selbst eine dampfende Tasse *caffè corretto* auf seinem Schreibtisch stehen und nahm jetzt einen Schluck. Der Duft nach Grappa drang an Amadeos Nase. Der *capo* erwartete, dass der *corretto* jeden Tag um Punkt Viertel nach zwei für ihn bereitstand. Ein sonderbares Getränk zu einer sonderbaren Zeit. Aber das war wie beim Mittagessen: Di Tomasi nahm auch sein *pranzo* zu einer sonderbaren Zeit ein und erwartete, dass man auf seine Eigenheiten einging. Der *caffè corretto* gehörte zu Amadeos undeutlich umrissenen Aufgaben. »Wissenschaftliche Beratung«, hieß es in seinem Vertrag. Er war gespannt, wo heute Beratungsbedarf bestand.

»Ja«, sagte er. »Ich war in Weimar. Sie erinnern sich: der große Brand vor ein paar Jahren. Ich sollte die beschädigten Bücher eigentlich nur sichten, doch am Ende habe ich eher beim Binden ...«

Giorgio di Tomasi nahm noch einen Schluck. Nur der *caffè*, wohlgemerkt, war Amadeos Aufgabe, den Grappa gab der alte Mann nach eigenem Gutdünken zu. Heute hatte er sich für eine ganz beachtliche Dosis der Spirituose entschieden.

»Ich weiß, ich weiß.« Di Tomasi winkte ab. »Sie kennen sich aus mit alten Büchern.«

Sonst wäre ich hier auch falsch, dachte Amadeo.

»Sie gelten als verschwiegen«, fuhr der *capo* fort. Er schien eher mit sich selbst zu sprechen. »Und das ist auch gut so. Ich weiß, dass Sie oft in den Manuskripten lesen, die Sie auf den Tisch bekommen. Von den Angestellten liest niemand fließend Latein oder Griechisch oder ...«

»Aramäisch«, half ihm Amadeo. »Hebräisch, Arabisch. – Auf Sanskrit hatten wir noch nichts.«

»*Dio mio*.« Der *capo* stellte seine Tasse ab. »Was haben Sie nur alles studiert«, murmelte er anerkennend. »Nein, erzählen Sie's nicht. Steht ja hier drin.« Er legte die Hand auf einen Stapel dunkler Ordner.

»Geschichte, Kunstgeschichte, Vergleichende Kulturwissenschaften – was auch immer das ist. Theologie ...« Di Tomasi fuhr sich durchs Haar. »Sie als Monsignore – so viel Fantasie habe ich nicht. Wenigstens wären die Ministranten sicher vor Ihnen.« Er seufzte. »Es sind schreckliche Zeiten. Wenn ich mir vorstelle, dass jemand meiner Chiara zu nahe kommt ...« Sein Blick veränderte sich, richtete sich starr geradeaus. »Dem Kerl würde ich das Genick brechen.«

Amadeo schluckte. Der Mann konnte offenbar durch geschlossene Türen sehen.

»Den heiligen Antonius geben Sie bitte an Niccolosi weiter«, wechselte di Tomasi unvermittelt das Thema. »Der bügelt das wieder hin. Und wenn er die Handschrift wirklich bügeln muss. Für Sie habe ich etwas anderes.«

Er erhob sich ächzend. Giorgio di Tomasi war vierundsiebzig und damit exakt vierzig Jahre älter als Amadeo, doch für sein Alter war er eigentlich fit. Das Ächzen ist ein Vorwurf, dachte der Restaurator. Aber da wird er an sich deutlicher. Sehr viel deutlicher. Und lauter vor allem.

Vielleicht war es die ungewöhnliche Dosis an Grappa, möglicherweise auch der römische Sommer. In diesem Jahr war die Sommerhitze besonders unerträglich. Seit Wochen schien sich kein Lüftchen zu regen. Zwei Monate nach dem großen Brand, der halb Trastevere eingäschert hatte, verströmte die Stadt noch immer den Duft eines frisch erloschenen Scheiterhaufens.

Andererseits war der *capo* die Sommer in der Ewigen Stadt von Kindesbeinen an gewohnt.

Mit langsamen Schritten trat er an einen deckenhohen Metallschrank und fingerte ein Schlüsselbund von seinem Gürtel. Knirschend öffnete sich der Schließmechanismus.

Amadeo konnte noch nicht erkennen, was sich in dem Schrank befand – die Tür war im Weg.

»Für Sie habe ich etwas anderes«, wiederholte der alte Mann. Er drehte sich um, und seine hellen Augen fixierten Amadeo. »Dass diese Bücher hier sind, weiß nur eine Handvoll Menschen. Und jeder von ihnen hat einen lateinischen Titel, der eine halbe Seite lang ist. Ich muss Ihnen kaum sagen, was mit Ihnen passiert, wenn auch nur ein Wort davon nach außen dringt. Diese Bücher...« Er griff in das Schrankfach, beförderte einen voluminösen Pappkarton auf den Schreibtisch und seufzte leise. »Eine Schande, Bücher von solchem Wert, verpackt wie Altpapier. Vermutlich wegen der Geheimhaltung.«

Mit einem Nicken forderte er Amadeo auf, näher zu treten, dann hob er den Deckel ab. Papierfetzen stoben auf, und der Gestank nach Rauch und Asche stieg dem jungen Restaurator entgegen.

»Zweifellos gibt es in anderen Werkstätten noch mehr davon. Es ist nicht viel übrig von den Büchern. Die Einbände haben etwas besser durchgehalten als das Pergament, die

Seiten allerdings sind wild durcheinander.« Er hielt unvermittelt inne. Wieder ein Blick in die Tasse. Amadeo dachte schon, der *capo* wäre am Ende. Dann, übergangslos, sprach di Tomasi weiter: »Um das auf die Reihe zu bekommen, brauche ich jemanden, der den Text lesen kann. Und der ihn auch versteht.«

Amadeo nickte. »Ja«, sagte er leise. »Das ist wohl sinnvoll. Was sind das für Bücher?«

Der *capo* hob die Schultern. »Was weiß ich. Alte Folianten, aus dem Vatikan.« Seine Stimme wurde zusehends undeutlicher. »Hab sie mir nicht im Einzelnen angesehen, sind heute Morgen erst gekommen. Pergamenthandschriften, quer durch die Jahrhunderte. Was eben beschädigt wurde. Ihnen ist nicht neu, was der Heilige Stuhl für ein Geheimnis um seine Archive macht. Delikate Sache, gerade jetzt. Wussten Sie, dass der neue *pontifice* als Kenner der Materie gilt? Etwas modern für meinen Geschmack, der Mann.« Eine Kunstpause. Der *capo* wiegte nachdenklich den Kopf. »Aber gut. Gut, gut, dass jemand am Ruder ist, der unsere Arbeit zu würdigen weiß. Welche Bücher es sind, geht jedenfalls niemanden was an. Ein Wunder, dass sie die Schriften überhaupt aus der Hand geben.«

»Warum tun sie es dann?«

Der alte Mann seufzte. »Können Sie sich das nicht denken? Es bleibt ihnen kaum was anderes übrig. Dasselbe Problem, das sie damals in Weimar hatten. Die obersten«, mit einer wedelnden Handbewegung wies er vage in Richtung Karton, »sind nur ein bisschen zerfleddert, aber einige der anderen haben Wasser gezogen. Das bekommen sie ohne unsere Hilfe nicht wieder hin.«

Wortlos stimmte Amadeo zu. Wenn erst einmal Wasser in einen Buchblock eingedrungen war, musste man sofort han-

deln, sonst setzte sich der Verfall unaufhaltsam fort. Wasser, dachte er, oder *caffè*.

»Sie machen sich sofort an die Arbeit«, beschloss Giorgio di Tomasi. »Ach ja, Sie arbeiten von nun an im Sekretum. Dort haben Sie mehr Ruhe, auch gibt es weniger neugierige Augen. Und wenn was nach außen dringt, weiß ich, wem ich den Kopf abreißen muss.«

Er sah den Restaurator an, als wollte er noch etwas sagen, doch dann wies er nur noch einmal auf den Karton. »Den nehmen Sie gleich mit.« Der *capo* schloss den Deckel und reichte Amadeo das Paket.

Er war überraschend schwer. Vielleicht lag es am Löschwasser, oder es waren Bücher mit metallbeschlagenen Einbänden dabei. Die Anzahl der Bände konnte der Restaurator so nicht abschätzen. »Wie viel Zeit habe ich?«

»Gar keine«, sagte der Alte. »Was sollen wir machen? Sie wollen ihre Bücher am liebsten sofort zurück. Sie kennen die Monsignori doch, misstrauisch wie sie sind – selbst bei einem Traditionsunternehmen wie der *officina!*«

»Nun, sie waren klug genug, sie hierherzuschicken.«

Di Tomasi lächelte. »Allerdings. Traditionen – entschuldigen Sie das Wortspiel – sind dem Vatikan eben heilig.«

»Gut für uns«, erwiderte Amadeo grinsend. »Und gut für die Bücher.«

III

Ein Buch aufzuschlagen, das kam Amadeo jedes Mal vor, als betrete er eine andere Welt. Dieses Gefühl war umso stärker, wenn er kein gedrucktes Buch auf den Arbeitstisch bekam, sondern eine alte Handschrift. Der heilige Antonius etwa

war ein solches Werk. Es gab Sammler und Museen, die ein kleines Vermögen für so etwas hinblättern. Kein Wunder, dass der *capo* Niccolosi angestarrt hatte, als hätte der Kahlkopf einen Mord begangen.

Amadeo hatte sich ins Sekretum begeben, einen abgeschlossenen Bereich der *officina*, der besonders aufwendigen und, wie der Name schon sagte, besonders geheimen Projekten vorbehalten war. Nur Giorgio di Tomasi selbst besaß einen Schlüssel zu diesen Räumen – und der Restaurator, der mit dem jeweiligen Fall betraut war. Erst auf Aufforderung des *capo* hatte Niccolosi seinen Schlüssel grummelnd rausgerückt.

Amadeo trat von der Arbeitsfläche zurück. Wenn ein Laie an die Tätigkeit eines Restaurators, insbesondere an die eines Bücherrestaurators dachte, machte er sich mit Sicherheit falsche Vorstellungen. Er würde sich enge, staubige Bibliothekskorridore vorstellen, den Geruch nach Staub und Alter, dazu flackerndes, gedämpftes Licht. Gewiss, das alles spielte zuweilen eine Rolle – schon aufgrund der Tatsache, dass altes Papier und Pergament sehr empfindlich auf Licht reagierten –, der Alltag in der *officina* di Tomasi sah allerdings anders aus.

Bei seinem ersten Besuch im Sekretum hatte Amadeo sofort an einen Operationssaal denken müssen, oder eher noch an einen Seziersaal. Mit der Arbeit eines Pathologen hatte seine Tätigkeit sogar eine gewisse Ähnlichkeit: Er seziierte Bücher, versuchte herauszufinden, wie sie gebunden waren, wie schwer die Beschädigung war und wie dieser am besten beizukommen war. Gleichzeitig versuchte er so viel wie möglich von der Originalsubstanz zu erhalten. Die Einbände als solche, die hölzernen oder metallverstärkten Buchdeckel und die handgefertigten Buchrücken waren keine geringeren

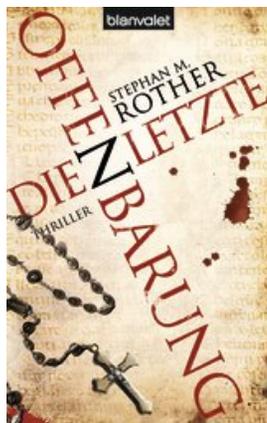
Kunstwerke als die mit kostbaren Malereien geschmückten Manuskripte selbst.

Was sich in dem Karton befand, den der *capo* ihm anvertraut hatte, war in einem beklagenswerten Zustand. Zum Glück waren die meisten Fälle jedoch nicht hoffnungslos. Die Buchblöcke waren noch intakt, und wie Giorgio di Tomasi schon angedeutet hatte, hatten die Exemplare kein Wasser gezogen. Er würde die Bindung erneuern müssen, konnte aber das Originalmaterial wiederverwenden.

Und dann war da noch der *Hortulus*. Ehrfürchtig blätterte Amadeo in den losen Seiten. Der Buchblock hatte sich beinahe komplett aus dem Einband gelöst, die Bindung war an mehreren Stellen gebrochen und im Begriff, sich in Wohlgefallen aufzulösen. Das geschulte Auge des Restaurators entdeckte Schäden, die einem Laien verborgen geblieben wären. Ja, es gab auch Wasserschäden, allerdings waren sie schon älter. Mit einer Gänsehaut studierte er die Manuskriptseiten.

Der *Hortulus* war eines der großen mittelalterlichen Werke der Gartenbaukunst. Sein Autor Walahfrid Strabo, der große Abt des Klosters auf der Insel Reichenau im Bodensee, war ein bedeutender Mann gewesen – in mehrfacher Hinsicht. So hatte er Karl dem Kahlen, dem Enkel Karls des Großen, als Lehrer, Erzieher und Berater gedient. Vor allem aber hatte er dieses Werk hier verfasst, das mehr war als nur eine Anleitung zum Gartenbau und zur Landwirtschaft. Der hymnische Ton, in dem die lateinischen Verse verfasst waren, war ein Lobpreis der Pflanzenwelt und zugleich ein Lobpreis Gottes. Dieses Werk suchte seinesgleichen in der Welt des Mittelalters, und es war in unzähligen Abschriften überliefert.

Amadeo war sich sicher, dass dieses Exemplar in der Lite-



Stephan M. Rother

Die letzte Offenbarung

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-37115-0

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2009

Authentisch, spannend, rasant!

Nach einem Brand in der Biblioteca Apostolica im Vatikan gilt es, tausende unersetzliche Schriften zu retten! Dabei stößt der Restaurator Amadeo Fanelli auf Fragmente eines Schriftstücks, das die Grundfesten der katholischen Kirche erschüttern würde: die geheimen Aufzeichnungen des Apostels Johannes, des engsten Vertrauten Jesu. Für Amadeo beginnt eine atemlose Jagd quer durch ganz Europa, auf der Suche nach weiteren Fragmenten des Manuskripts. Denn dunkle Kräfte im Vatikan sind entschlossen, das brisante Vermächtnis des Apostels zu vertuschen – und sie setzen alles daran, Amadeo aufzuhalten ...

Der neue deutsche Shootingstar des Mystery-Thrillers!



[Der Titel im Katalog](#)